der Sommer die der geringsten Sterblichkeit. Bis 80 Jahre kommt der Herbst gleich nach dem Winter, nach 80 Jahren fallen im Frühling mehr Opfer als im Herbst. Aus dieser Vergleichung scheint sich denn zu ergeben, daß im ganzen Laufe des Lebens die Wirkungen der Jahreszeiten nicht gleichförmig sind, und daß, wenn man auch einen oder zwei Monate als die Repräsentanten des allgemeinen Einflusses der Temperatur betrachten kann, sich davon doch nicht die Intensität der Lebens- und der Widerstandskraft ableiten läßt."

„Gegen die Zeit der Ehe (Mannbarkeit) hin, und während der Dauer der Reproduktion ist der Einfluß der Jahreszeit beinahe aufgehoben. Der Winter fängt nach dem Alter von 40 Jahren an, seinen traurigen Einfluß geltend zu machen, und die Wirkungen desselben sind so fühlbar, daß nach dem Alter von 65 Jahren die Kälte für die Greise so zu fürchten ist, als für die neugebornen Kinder. Nach dem 90. Jahre ist sie es sogar mehr, indem dann im Winter immer zwei Greise auf einen, der im Juli stirbt, dem Tode verfallen. — Gegenwärtig scheint sich der Einfluß der Jahreszeiten auf die Sterbefälle vermindert zu haben, d. h. die Sterblichkeit hat sich gleichförmiger über die verschiedenen Jahreszeiten vertheilt, als es zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Fall war, und zwar im Verhältniß von 0.029 (1816—1827) und 0.039 (1779—1790). Diese Bemerkung, welche für die sämmtlichen Sterbefälle wahr ist, gilt vorzüglich für die Neugebornen und für die Kinder, welche 1 Monat bis 2 Jahre alt sind. Hieraus ergibt sich, daß gegenwärtig durch eine umsichtigere Pflege eine große Anzahl Kinder am Leben erhalten werden, die im vorigen Jahrhundert von der Kälte würden hingerafft worden seyn. Dafür ist aber der Einfluß der Jahreszeiten bei den Kindern von 2 bis 15 Jahren beträchtlicher, was man wahrscheinlich den Verheerungen der Menschenpocken zuzuschreiben hat, welche früher viele Kinder dahinrafften, ehe sie den Wirkungen der Temperatur ausgesetzt waren. Zwischen 15 und 60 Jahren waren die Veränderungen der Sterblichkeit sonst größer, während für sehr alte Personen das Bereich der Veränderungen gegenwärtig beträchtlicher ist. Hieraus ließe sich schließen, daß die Menschen jetzt im Greisenalter weniger kräftig sind, als im vorigen Jahrhundert, und wirklich denken heut zu Tage viele bejahrte Personen mit einer Art von Neid an die kräftigen Greise, welche jetzt so selten sind, und sonst so häufig waren."

„Die obigen Thatsachen zeigen uns, wie falsch die Theorie jener Naturforscher ist, welche glaubten, man könne neugeborne Kinder ohne Schaden der Kälte aussetzen; es ergibt sich daraus, daß die Sterblichkeit der Neugebornen durch Kälte bedeutend vermehrt und durch Wärme vermindert werde. Wir müssen uns daher kräftig dagegen erheben, daß man diese zarten Wesen unter dem lächerlichen Vorwande, sie an die Rauhheit der Witterung zu gewöhnen, der Kälte bloß stellt. Es würde klug seyn, wenn man während der kalten Jahreszeit die Kinder nicht vor Ablauf der sechsten Lebenswoche ins Freie brächte; denn vorher kann dadurch der Grund zu dem Tode derselben gelegt werden."

„Eine andere, nicht weniger wichtige Folgerung, welche sich aus obigen Berechnungen ableiten läßt, ist die Nothwendigkeit, die Greise vor der Rauhheit der Witterung zu schützen; Kälte und Temperaturwechsel sind ihnen noch weit schädlicher als den Kindern. Der Frühling und der Winter verdoppeln bei ihnen die Zahl der Sterbefälle, und es läßt sich vermuthen, daß viele davon der Gefahr entgangen seyn würden, wenn sie dieselbe gekannt hätten. Alte Leute mögen also nicht versäumen, sich bei Annäherung der kalten Jahreszeit warm zu kleiden, in einem temperirten Zimmer zu schlafen, und sich dem Einfluß der rauhen Witterung nach Möglichkeit zu entziehen. Sie dürfen auch die Winterkleider nicht zu früh ablegen, denn auch der Frühling fordert noch viele Greise ab. Mögen diese Rathschläge beobachtet werden, und dazu beitragen, manches für die Gesellschaft und für die Familie wichtige Leben zu verlängern!"

V. Moral in Beispielen als Warnungstafel in Gefahren des Lebens, der Gesundheit und des häuslichen Glückes.

Die Flucht des Galeerensträflings.

Es war am Abend des 17. Jänner 1820. Ein kalter Regen strömte unaufhörlich seit dem Morgen herab; ein scharfer Westwind peitschte ihn über die öden Landstraßen und schüttelte gewaltig die Lorbeerbäume und Cypressen, welche die Wohnung der Frau von K... umgaben, die eine halbe Meile von Toulon auf einer der die Stadt überschauenden Anhöhen entfernt lag.

In einem hübschen Schlafgemache, dessen Fenster nach dem Garten gingen, lag die junge Hausfrau behaglich in einem großen Armsessel unweit des wärmenden Kamins und lauschte auf den Sturm, der immer heftiger tobte. „Was für ein Wetter," dachte Luise, „armer Adolph! Er ist jetzt auf dem Meere. Gott, erbarme dich seiner!" sprach die junge Frau mit lauter Stimme, die Hände faltend; und ein neuer Windstoß rollte draußen gleich einer Lawine. Luise ergriff die Schelle. Ein junges Mädchen erschien. „Mein Mann wird diesen Abend nicht kommen; es ist ein schreckliches Wetter, auch

sind die Stadtthore jetzt geschlossen; Joseph soll alles sorgfältig verschließen. Komme wieder und bringe mich zu Bette." Das Kammermädchen gehorchte, und kam wieder zurück, nachdem sie die Befehle ihrer Herrin ausgerichtet hatte. Luise entkleidete sich langsam und legte sich nieder. „Zünde die Nachtlampe an, und setze das Wachslicht hieher; ich will lesen."

„Sie befehlen nichts mehr, gnädige Frau?"

„Nein." — Das Mädchen entfernte sich, die Thür verschließend. In diesem Augenblicke raste der Sturm mit erneuerter Wuth und erschütterte das Haus. — „Mein Gott!" sagte Luise, „mein Adolph!" und auf den Ellenbogen gestützt, vernahm sie den Sturm mit immer steigender Angst; Thränen flossen von ihren Wangen herab. „Und ich selbst hieß ihn sich einschiffen! ach! wie viel kostet doch die Erfüllung einer Pflicht! Rette ihn, mein Gott, zum Lohne meines Opfers, rette ihn!" — Luise sprang aus dem Bette, öffnete ihren Secretär, der nahe an einem der Fenster stand, nahm ein Miniaturbild heraus, und ging zu ihrem Bette zurück, vor welchem sie niederkniete. Sie verhüllte das Gesicht mit den Händen, Thränen entquollen ihren Augen, und ein heißes Gebeth drang zum Himmel empor, das ihrem Schmerze Linderung gewährte. — Plötzlich öffnete sich ungestüm ein Fenster und der Wind verlöschte die Wachskerze. Einem ersten Schreckensgefühle nachgebend, neigte Luise das Haupt, erhob sich aber bald wieder, näherte sich, um das Fenster zu verschließen; sie entfaltet die Vorhänge; — ein Mann ist in ihrem Zimmer ... Entsetzt, unbeweglich folgen ihre Augen maschinenmäßig diesem Mann, der, ohne sie anzusehen, nach dem Bette geht, das Wachslicht nimmt und es an der Nachtlampe wieder anzündet; Luise sah hierauf, daß der Mann ein Galeerensträfling war! ....

Bei dem furchtbaren Gefühle, das sie bei diesem Anblick ergriff, kam sie wieder zu sich; sie sah nun, daß sie entkleidet war; sie wollte schreien, aber die Stimme starb ihr in der Brust; sie wollte gehen, die Kräfte verließen sie; sie fiel besinnungslos nieder. Als sie sich wieder erholte, befand sie sich in ihrem Armsessel, sorgfältig mit einem Shawl umhüllt, aber die schreckliche Erscheinung war noch immer da! Der Galeerensclave hielt ihr ein Riechfläschchen vor, das er auf das Kamin niederlegte, als er sah, daß sie wieder zu sich selbst gekommen war. — „Madame", sagte er sogleich, nachdem er wahrnahm, daß sie ihn zu verstehen fähig war, „beruhigen Sie sich, ich werde Ihnen nichts zu Leide thun; daß aber ja kein Laut, keine Geberde meine Anwesenheit verrathe! Ich bedarf eines Zufluchtortes bis zur nächsten Nacht; ich hielt den für den sichersten, welchen ich bei der Gattin des Kommandanten von K. fand, und glaube nicht, daß man mich hier suchen wird. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich kein Räuber bin; ich tödtete bloß eine Frau. Schaudern Sie nicht, Madame; sie hatte mich betrogen, und die verrathene Treue wird nur mit Blut gesühnt." — Luise wagte es, einen Blick auf die schreckliche mit ihr redende Gestalt zu werfen; der Mann war jung und schön; seine Augen glänzten feurig, eine schöne Stirne trat aus den verstümmelten Haaren des Galeerensträflings hervor, und seine schlechte rothe Weste, vom Regen durchnäßt, konnte die eleganten Formen nicht verbergen. Diese Prüfung, die für den Fremden so vortheilhaft war, verscheuchte Luisens Schreck einigermaßen; das Schicklichkeitsgefühl, welches ihn bewogen hatte, sie sorgfältig mit ihrem Shawl zu verhüllen, und die Entfernung, in welcher er sich von dem Augenblick an hielt, wo sie seine Hülfe nicht mehr nöthig hatte, beseitigten einen Theil ihrer Besorgnisse und gaben ihr die Sprache wieder. — „Ach, mein Herr, haben Sie Mitleiden mit einer unglücklichen Frau! ich werde Sie nicht verrathen; aber wie soll ich Sie verbergen, allein, zu dieser Stunde, in meinem Zimmer, und morgen den ganzen Tag; — wenn mein Gatte zurückkömmt."

„Madame, dieß Alles wird Ihnen nicht schwer fallen, wenn Sie nur wollen, besonders wenn Sie Vertrauen zu mir haben. Ich gestehe, daß meine Kleidung und die Art, in der ich mich zeigte, wenig geeignet sind, Ihnen ein solches Vertrauen einzuflößen; aber bedenken Sie, die Noth kennt kein Geboth. Ich entwich diesen Abend und kam gerade hierher. Ich versuchte in das Treibhaus zu kommen, die Nähe Ihrer Hunde verhinderte mich daran; hierauf schlich ich mich unter dem Gitterwerke fort, und Ihre schlecht verwahrten Jalousien gewährten mir einen zwar unbequemen aber sichern Schlupfwinkel. Sie ahnten gewiß nicht, daß ein Zeuge Ihrer Handlungen hier zwischen den Laden, das Gesicht wider die Fensterscheiben gedrückt, die Oeffnung der Vorhänge benützte, um in Ihrer Gestalt einen Ausdruck von Güte zu lesen, der mich beruhigte und veranlaßte, mich Ihnen zu entdecken. Ich zögerte noch; als ich Sie aber beten sah, ohne Zweifel für das Original dieses Bildnisses (und indem er diese Worte sprach, hob er das Miniaturbild, das Luise fallen ließ, auf) da dachte ich: eine Frau, welche liebt und betet, kann nicht grausam seyn; und so trat ich herein."

Die Galeere ist wohl kein Prüfungsort, den man rein und edel wie ein Engel verläßt, und so schauderte Luise, indem sie ihr Geheimniß in der Gewalt eines solchen Menschen erblickte; aber das Gefühl ihrer verletzten Würde gab ihr den Muth zurück. — „Mein Herr," erwiederte sie ihm mit einem Blicke der Verachtung, „Sie mißbrauchen meine Lage auf eine Weise, die mich wenig hinsichtlich Ihrer Delicatesse zu beruhigen vermag, und ...."

„Sie irren, Madame, ich will Sie keineswegs beleidigen; ich suche Vertrauen, Verschwiegenheit gegen Verschwiegenheit. Ich mag dieß Bildniß nicht sehen, aber ich wette, es ist das Bildniß des Neffen ihres Gatten, Adolph von B., des schönen Fähnrichs der Circe. Erröthen Sie nicht, ich war nicht immer in meinem Leben auf der Galeere und ich wußte.... Doch lassen Sie uns da-

von abbrechen! es bleibt dabei, ich verberge mich hier bis morgen Abends; ich gehe in dieß Zimmer, Sie werden sich wieder niederlegen, und mir erlauben zurückzukommen, um meinen Anzug an dem Kamin zu trocknen." Mit diesen Worten öffnete er die Thür des Gemaches von Luisens Zimmer und verschwand.

Als Luise allein war, däuchte es ihr, als erwachte sie eben aus einem schrecklichen Traume; alles was ihr begegnet war, schien ihr so seltsam, daß sie daran zweifelte, aber ein leises Geräusch im Nebenzimmer überzeugte sie bald von der Wirklichkeit. Ihre erste Sorge war, sich anzukleiden, und da sie sich ihres nächtlichen Gastes nicht entledigen konnte, ohne ihn der Gerechtigkeit zu überliefern, eine Idee, die ihr nicht in den Sinn kam, so faßte sie Muth, folgte mehr ihrem Herzen als ihren Befürchtungen, und öffnete die Thüre des Zimmers ihres Mannes. — „Mein Herr, Sie frieren, Sie sind durchnäßt, ich kann Ihnen einige Kleidungsstücke meines Gatten geben. Hier ist Weißzeug; Ihre Kleider verbrennen wir." — Diese Worte überzeugten den Galeerensträfling, daß Luise sich seiner annehmen wolle, und ihn nicht verrathen würde. Er dankte ihr auf eine höchst anmuthige Weise, und nachdem sie in ihr Zimmer zurückgegangen war, schritt er zu seiner Toilette.

Als er wieder erschien, konnte Luise ihn kaum mehr erkennen. Jetzt, wo ihn die häßliche rothe Weste nicht mehr entstellte, schienen auch seine Züge weniger böse, seine Augen waren nicht mehr so wild, und Luisens Angst verschwand. „Ich will das Feuer recht gut anmachen, um diese Sachen zu verbrennen," sagte sie, indem sie einen Blick auf ein Paket warf, das der Unbekannte auf die Erde neben den Kamin gelegt hatte.

„Ja," erwiederte er, „aber das hier...." und mit einem Tritt entrollte er das Packet, und brachte die Fußschelle zum Vorschein, welche die Galeerensträflinge tragen.

„Dieß," sagte sie, „will ich morgen, wenn ich spazieren gehe, ins Meer werfen."

„Nein, ich will sie aufbewahren", sprach der Unbe„kannte, und ich vertraue sie Ihnen an." — Luise, welche dieser Beweis seines Zutrauens wenig schmeichelte, erwiederte nichts.

„Sie willigen ein, nicht wahr?"

„Ich muß wohl!" sagte sie seufzend.

„Seien Sie ruhig, ich werde sie zurückfordern. Jetzt aber haben Sie Ruhe nöthig. Ihr Ankleidezimmer sei mein Gefängniß, bis der Tag vorübergegangen ist; ändern Sie nichts, Madame, in Ihrer Lebensweise; haben Sie nur die Güte, mich nicht Hungers sterben zu lassen. Legen Sie sich nieder; Ihr Kammermädchen darf Sie nicht vom Bette aufgestanden finden. Leben Sie wohl, Madame!" Mit der ehrerbiethigsten Galanterie begab er sich in das Toilettengemach.

Luise, müde und von der Gemüthsbewegung dieser Nacht sehr angegriffen, warf sich auf das Bett; nachsinnend über die Art von Anziehungskraft, die der Unbekannte auf sie ausübte, und über die sonderbare Ruhe, die ihre Seele nach dem Entsetzen fühlte, das er ihr zuvor eingeflößt hatte, schlief sie bald ein.

Luise erwachte spät. Ihr Gemahl war aus der Stadt zurückgekehrt, wo man sich, wie er erzählte, viel mit der Entweichung eines Galeerensträflings beschäftigte. — „Er ist", sagte er, „der Sohn eines Vornehmen vom Hofe Karls X. Man sagt sogar, es sei der Graf von *, doch ist dieß Alles nicht erwiesen, denn er ward nicht unter seinem wahren Nahmen verurtheilt. Er war des Mordes einer Frau angeklagt; er hatte einen mächtigen Feind, . . einen Nebenbuhler . ., kurz er entwich vergangene Nacht. Diesen Morgen löste man die Kanonen, zog die schwarze Flagge auf, und man wird gewiß seiner wieder habhaft werden, wenn er nicht über das Meer entkommen ist."

Man denke sich Luisens Qual während dieser Erzählung! — Der Tag ging für sie in fortwährenden Beängstigungen vorüber. Endlich verließ sie ihr Gatte, um wieder nach Toulon zurückzukehren. Die Nacht kam heran; sie konnte ihrem Gefangenen die Freiheit geben.

„Ich werde abreisen," sagte der Unbekannte. „Um Mitternacht erwartet mich ein Freund mit einer Postchaise in den Defileen von Ollioules. Erlauben Sie mir, Madame, Sie für die Angst, die Sie meinetwegen ausgestanden, um Verzeihung zu bitten; Sie haben mir das Leben gerettet, meine Dankbarkeit wird nie erlöschen; leben Sie wohl, und wenn wir uns wiedersehen (und wir werden uns wiedersehen), so werde ich Ihnen laut die Gefühle meiner Dankbarkeit bezeugen dürfen. Noch einmahl leben Sie wohl! Ihre Hand!" Luise reichte sie ihm; nach einem warmen Druck küßte sie der Unbekannte ehrfurchtsvoll, und stieg über das Fenster. Bevor er die Laden zurückschlug, wandte er sich wieder um. — „Ja so," sagte er, „suchen Sie dieß Taschentuch nicht;" und er zeigte ein gesticktes Taschentuch; „der Galeerensträfling raubt es Ihnen." Er schloß die Laden und verschwand.

Am 17. Jänner des folgenden Jahres erhielt Luise ein Kästchen, voll kostbarer Gegenstände und von dem neuesten Geschmacke, und mehrere Jahre lang, stets an demselben Tage, erfolgte immer ein ähnliches Geschenk.

Mittlerweile reiste Luisens Gatte, zu hohen Aemtern berufen, nach Paris, Luise folgte ihm dahin. Adolph war aus seinem Feldzuge zurückgekehrt; aber aus Achtung für sich selbst hatte sie ihm ihr seltsames Abenteuer verheimlicht.

Auf einem Balle bei der Herzogin von Berry hatte sich ein kleiner Theil der Gesellschaft nach einem vom Geräusche entferntern Salon zurückgezogen. Luisens Gatte, der mit einem Manne, der damals eine hohe Stelle bekleidete, zu sprechen hatte, führte seine Frau zu einer ihrer Freundinnen, und sie der Gesellschaft dieser letztern

anvertrauend, kehrte er nach dem Tanzsaale zurück. Bei der Annäherung Luisens wandte sich ein Mann um und fuhr bebend zusammen, als er sie erblickte. Luise sah ihn, sie glaubte schon einmal diese schillernden Augen, diese breite Stirne gesehen zu haben; aber sie vermochte sich seiner doch nicht zu erinnern, bis endlich Jemand, der die Anwesenden mit der Erzählung mehrerer bizarren Handlungen unterhielt, auch davon sprach, daß sich eine Frau die Zähne ausreißen ließ, um sie ihrem scheidenden Geliebten zu schenken. „Ich," nahm der Unbekannte, dessen Physiognomie Luisen so sehr aufgefallen war, das Wort, „ich kenne Jemand, der die Fußschelle, die er auf der Galeere trug, gegen ein gesticktes Taschentuch austauschte, das einer Dame gehörte, die ihm mehr als Geliebte ist, denn sie hat ihm seine Ehre gerettet."

Luise warf einen Blick auf den Fremden, — kein Zweifel, es ist der Galeerensträfling! — Aber mehrere Orden glänzen auf seiner Brust; man nennt ihn Herr Graf; er befindet sich am Hofe, und dennoch, sie täuscht sich nicht, es ist der Galeerensträfling! — Sie frug ihre Freundin, wer diese Person sei? — „Es ist," antwortete diese, „der Graf von *, der zum Gesandten nach * * ernannt worden ist."

Den Morgen darauf empfing Luise ein Billet, worin man ihr den Gegenstand abverlangte, den man ihrer Verwahrung in Toulon anvertraut hatte. Der Schreiber sagte, daß er im Begriff sei, Frankreich zu verlassen, allein er hoffe, sie wieder zu sehen. Er versprach ihr eine unbegränzte Ergebenheit und einen unsichtbaren Schutz, der sich nicht nur auf ihre Person allein beschränken würde, sondern auf alles, was ihr theuer wäre; diese Worte waren unterstrichen. Luisens Gatte, der sich zu derselben Zeit in fruchtlosen Bemühungen erschöpft hatte, um seinem Neffen, der vergebens eine ihm gebührende Beförderung erwartete, Gerechtigkeit zu verschaffen, erhielt eines Morgens das ersehnte Patent, von einem sehr schmeichelhaften Schreiben des Ministers begleitet. Er selbst empfand bald die Folgen jenes einflußreichen Schutzes; er erlangte alles, wornach er strebte, ohne zu wissen, welchem Gestirn er sein Glück verdankte.

Luise hörte nichts mehr von dem Grafen von *; aber ein Jahr nachher fand sie ihn in Indien, wohin ihr Gatte eine Mission hatte, wieder. Hier erfuhr Sie die Geschichte des Galeerensträflings, die wir unsern Lesern vielleicht im nächsten Jahrgange des „Hauskalenders" erzählen werden.

Eine Scene aus dem Leben Canova's.

Der berühmte Canova begann seine Studien in Rom in dem Hause Volpatti's als Kupferstecher. Als ein blöder, linkischer junger Mensch fühlte er sich beim Eintritt zu seinem künftigen Meister nicht wenig beklommen, und seine Scheu wurde durch das Benehmen des eben beschäftigten Volpatti um nichts vermindert. „Warte nur," sagte er, „ich will gleich mit dir sprechen." Canova betrachtete indeß die mannigfachen Gegenstände, welche das Zimmer enthielt, von denen ihm jedoch ein junges Mädchen, das dem Künstler eben saß, bei weitem der interessanteste war. Das Mädchen saß indeß nicht, wie hier, dem allgemein angenommenen Ausdruck zufolge, eben gesagt wurde, sondern es stand vielmehr, mit dem einen Fuß vorwärts schreitend, und den Kopf zur Hälfte herumgewendet; die Maske und der zerbrochene Stab in ihrer Hand bezeichneten die Jungfrau als „Thalia," und wirklich eignete der schalkhafte Zug in dem offenen freundlichen Gesicht und die kindliche Fröhlichkeit in ihrem ganzen Wesen sie vollkommen zu dem Ideal der heiteren Muse.

Eine Stunde lang stand sie unverrückt in dieser Stellung und beobachtete indeß mit heimlicher Schadenfreude den blöden Jünger. Während ihres ganzen glücklichen Lebens hatte sie vielleicht noch nie so lange ruhig auf Einer Stelle gestanden, endlich aber verließ sie die Geduld; sie warf Maske und Stab von sich, fiel zu nicht geringer Verwunderung des schüchternen Canova dem alten Künstler um den Hals und sagte: „Heute nicht mehr, lieber Vater; ich bin es herzlich müde, Thalia zu seyn, und willst du durchaus fortarbeiten, so magst du mich nur als eine schlafende Nymphe malen." Volpatti warf seinen Pinsel weg und erwiederte: „Du bist ein eigensinniges Mädchen; doch wenn du wirklich müde bist, so gehe nur und ruhe aus; aber warte noch einen Augenblick; ich hätte gern, daß das Haar noch vollends in Ordnung würde, ehe du es anders ordnest. Rufe Raphael!"

Das Mädchen öffnete eine Thür, durch welche Canova ein halbes Dutzend junger Menschen bei ihren Staffeleien sitzen sah und rief: „Raphael Morghen!" Der Gerufene trat ein; an seinem Aeußeren zeigte sich nichts Auffallendes; einen schelmischen Blick ausgenommen, den er der Tochter seines Meisters zuwarf. Er setzte sich vor das Gemälde und fuhr fort an dem goldenen Haare zu arbeiten, während sich Volpatti zu dem neuen Ankömmling wendete, als ob er jetzt erst seine Anwesenheit bemerkte und mit ihm über seine Studien sprach. Volpatti durchschaute bald das Talent Canova's und nahm ihn in sein Haus, wo er mit Raphael, dessen Lehrjahre bereits zu Ende waren, in freundschaftlichem Einverständniß lebte, obschon die beiden jungen Leute einander gänzlich unähnlich waren; denn Raphael, seiner männlichen Schönheit sich bewußt, benahm sich eben so frei und angenehm, als Canova scheu und linkisch war. Nur der Meister wußte ihn zu schätzen und oft, wenn er die höhnischen Blicke der Mitschüler bemerkte, und ihm dann eine neue Schönheit in den Arbeiten Canova's auffiel, sagte er: „Kümmere dich um nichts; das hier wird leben, wenn die Andern längst vergessen sind." Volpatti schenkte seinen Schülern im Ganzen wenig Aufmerksamkeit; höchstens widmete er ihnen zwei bis drei Stunden des Tages. Canova und Raphael aber waren

eine Lieblinge und durften stets um ihn seyn. Ihnen war die seltene Gunst gestattet, zuweilen das schöne Gesicht seiner Tochter Dominica zu zeichnen, oder zu modelliren; und wirklich ließ Raphael sich einst verlauten, daß nur diese ihn bewege, so viele Zeit auf seine Studien zu wenden.

Die beiden jungen Leute konnten unmöglich lange in der Gesellschaft des reizenden Mädchens leben, ohne ein anderes Gefühl als bloß kalte Bewunderung für sie zu empfinden; sie wurden Nebenbuhler in der Liebe und in dem Streben nach Ruhm. Raphael flüsterte dem Mädchen süße Worte in das Ohr, Canova aber, bei dem das Gefühl der Ehre und Rechtlichkeit vorherrschte, wandte sich an den Vater. Volpatti selbst war unentschieden; er liebte Canova seines sanften anspruchslosen Benehmens wegen, allein er fühlte gar wohl, daß Morghens Persönlichkeit mehr geeignet sey, das Herz eines Mädchens zu gewinnen. „Bewerbt euch um ihre Liebe," sagte er endlich. „Ihr habt Beide gleiche Ansprüche und gleiche Liebe zu meinem Kinde. Ich schlage Euch einen Wettstreit vor: Dominica soll Euch sitzen; malt beide ihr Bild, und wem dieß am besten gelingt, der hat bei seiner Bewerbung um ihre Gunst meine Einwilligung."

Die beiden Jünglinge waren mit dieser Entscheidung zufrieden; Canova setzte ein bescheidenes Vertrauen in seine Kräfte, und Raphael hatte seine besondern Gründe des Erfolges sicher zu seyn. Dominica ihrer Seits faßte ihren Entschluß, sie wollte als eine Tochter Erisichthons gemalt seyn, die um ihres Vaters Armuth zu lindern mehrere Gestalten annahm, damit er sie zu wiederholten Malen verkaufen könne. Zuerst ward sie als junge Sklavin verkauft, und kaum war das Geld erlegt, so verwandelte sie sich in eine weiße Taube und flog davon. Es lag ein Muthwille in dieser Aufgabe, der Dominica's Charakter ganz angemessen war. Der Contrast zwischen ihrem schalkhaften Gesichte, die Behaglichkeit Erisichthons und die Begierde des Käufers gaben Stoff zu einem recht artigen Gemälde, den Raphael, von Hoffnung belebt, wohl zu nutzen gedachte.

Gegen Canova war Dominica indeß nicht so willfährig; sie wußte nicht, welche Gestalt sie wählen sollte. Heute wollte sie als Proserpina, morgen als Hebe gemalt seyn, und als endlich der Vater darauf bestand, daß sie den Bewerbern freies Spiel und gleiche Zeit gönnen müsse, änderte sie ihre Züge so oft, indem sie bald lustig, bald traurig aussah, bald die Augen schloß und dann wieder die Lippen einkniff, daß der arme Canova in Verzweiflung seinen Pinsel wegwarf und erklärte, es sey ihm unmöglich, dieses dem Proteus ähnliche Gesicht zu malen. Versuche es bei Nacht, flüsterte ihm endlich die Hoffnung zu, und Canova gehorchte der Eingebung. Er blieb Nachts ganz allein auf, rief sich die Züge des himmlischen Gesichts, das er so oft betrachtet hatte, ins Gedächtniß, zeichnete, löschte wieder aus und zeichnete, stets mit sich selbst unzufrieden, immer aufs neue, bis sein Werk dem Original immer näher und näher kam. — Dominica wünschte sich indeß Glück zu dem guten Erfolg ihrer Kriegslist, und der gute Volpatti, der eine geheime Neigung für Canova hegte, schüttelte den Kopf und sagte: „So geht's nicht, Antonio, du mußt es noch einmal probiren."

An dem bestimmten Tage wurden die beiden Gemälde dem öffentlichen Urtheil ausgestellt; sie hingen neben einander, durch einen dicken Vorhang verdeckt, bis die Kenner von Rom versammelt wären. Endlich füllte sich der Saal, Canova, Volpatti und Raphael standen beisammen, der letztere mit dem Ausdruck voller Zuversicht auf seinem Gesichte, die ihm die Geringschätzung gegen seinen Nebenbuhler einflößte, Canova aber mit einer Angst, die Begierde nach Ruhm allein wohl nie in ihm erregt hätte. Endlich wurde der Vorhang weggezogen; auf der einen Seite erschien Erisichthons Tochter, kostbar gekleidet, wie sie ihrem Käufer die Hand reicht und zugleich, ihres Entkommens gewiß, einen spöttischen Blick auf ihn wirft. Auf der andern stellte sich Dominica dem Beschauer im einfachen weißen Kleide dar, eine Blumenguirlande in der Hand. Der Liebhaber hatte einen Theil seiner eigenen Herzensreinheit auf das Werk seiner Hand übertragen; das Bild schlug die Augen mit einem unnachahmlichen Ausdruck von Bescheidenheit, zu Boden, die ihm die Gunst aller Anwesenden gewann. Volpatti drückte Canova's Hand an sein Herz und rief: „Du hast ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen, du allein!" Die ganze Versammlung stimmte dem Vater bei, und ein alter Künstler gab der Sache dadurch den Ausschlag, daß er sagte: Morghen hat die Tochter Volpatti's als Sklavinn gezeichnet, Antonio aber hat sie zur Göttinn erhoben."

Man ging nach Hause; als aber der Vater seiner Tochter Canova als ihren künftigen Gatten vorstellte, erbleichten des Mädchens Wangen und ihre Augen füllten sich mit Thränen, die das Herz ihres Liebhabers im Innersten verwundeten. Dominica wurde indeß bald ruhiger, und von dieser Zeit an ließ sie keine Abneigung mehr gegen Canova blicken, weil sie den Vater liebte und ehrte und ihm zu gehorchen entschlossen war. Nur ein einziges Mal gab sie den Gefühlen ihres verwundeten Herzens nach. Es war am Vorabend ihrer Vermählung; sie saß in der Veranda hinter dem Hause, Raphael über sie geneigt, denn er hatte sie so herzlich um diese letzte Zusammenkunft gebeten, daß sie seiner Bitte nicht zu widerstehen vermochte. „Wenn der, dem du geopferst wirst, Dominica," sagte Raphael, „nur kein solcher Bauernlümmel wäre, so würde ich mich weniger grämen." — „Ach," erwiederte Dominica, „und wenn du dich auch minder hart über ihn äußertest, so bliebe doch immer noch genug an ihm zu tadeln. Der Vater sagt, er sey geschickt; ich wollte er wär' es weniger, und gliche mehr dir, Raphael. Er kann nicht ohne Stottern mit mir sprechen, und wenn er mich verliebt anblickt, so

kommt er mir vor, wie eine Katze, die nach zweitägigem Fasten nach einer jungen Maus schielt." — „Du bist zu nachgiebig, Dominica; warum sagst du ihm nicht rund heraus, daß er ein Tölpel ist, den du nicht ausstehen kannst?" — „Nein, Morghen; es ist meines Vaters Wille, und der, für den ich allein lebe, soll nie durch sein Kind gekränkt werden. Ich will ihm gehorchen; nie soll Antonio erfahren, wie ich von ihm denke; und bin ich mit ihm verbunden, so will ich thun, was ich vermag, um ihm zu gefallen. Ach warum hat er doch weniger Gefälliges in seinem Betragen, als der Bäckergesell, der sich dort über die niedere Mauer lehnt, und der einem Mädchen den Hof macht. Es heißt, Canova sei ein Bauer aus Bassano; ach, warum ist er es nicht geblieben!" — „Ach ja wohl, wäre er es nur geblieben," antwortete der vermeinte Bäckergesell, indem er sich umdrehte, seinen herabgekrämpten Hut abnahm, und Canova's Züge sehen ließ; „dann hätte er sich die bittere Kränkung erspart, von der sich verspotten zu hören, die ihm theurer ist als sein Leben. Und dennoch, Dominica, habe ich keinen Groll auf dich, denn es ist gut, daß ich erfuhr, wie du denkst, so lange es noch Zeit war. Gib mir deine Hand, zum Zeichen, daß ich dir vergebe. „Seyd glücklich," fuhr er fort, indem er beyder Hände zusammenfügte; „aller Groll ist vorüber, lebt wohl!"

„Morghen," sagte das staunende Mädchen, indem sie dem Davoneilenden nachsah, „hättest du wohl auch so gehandelt?" Doch dieß war noch nicht Alles; um der Tochter die Vorwürfe des Vaters zu ersparen, ging Antonio sogleich zu dem alten Mann, und nahm alle Schuld der Trennung auf sich. Er habe seinen Plan geändert, gab er vor, er wolle Bildhauer werden, und die Bildhauerkunst erheische das ernsteste Studium. Ein Weib würde ihn nur hindern, und deßhalb wolle er niemals heirathen, sondern sich ganz der Kunst weihen. Seine Werke sollten seine Kinder seyn und seinen Namen auf die Nachwelt bringen.

Volpatti machte ernstliche Einwendungen, denn er wußte Canova's Werth zu schätzen. „Ich weiß deine Gedanken," sagte er, „du wähnst, meine Tochter könne dich nicht leiden; aber glaube mir, es ist mädchenhafte Schüchternheit, welche die Zeit überwinden wird."

Die Versuchung war stark, aber Canova wankte nicht. So trennte man sich endlich, von Volpatti's Seite nicht ohne Verdruß, denn er liebte den jungen Mann herzlich. Nach der Vermählung entdeckte Raphael seinem Schwiegervater den wahren Verlauf der Sache; jetzt war es zu spät, sein Kind zu schelten, daher begnügte er sich zu sagen: „Dominica, du weißt nicht, welch ein edles Herz du verschmäht hast! Hättest du ihn gehört, wie er zu mir sagte: Meister, wenn Ihr mich liebt, wenn Euch meine Dienste etwas werth sind, so beweiset es mir dadurch, daß Ihr den Wunsch meines Herzens erfüllt und Eure Tochter und Raphael glücklich macht! Hättest du das gehört, wahrlich du hättest ihn nicht von dir gelassen."

VI. Kalender für Kunst und Wissenschaft, Naturkunde, Naturgeschichte und Naturlehre, Feld- und Landwirthschaft, Viehzucht, Wald- und Obstbau, Länder- und Völkerkunde, und allerley Nützliches im Leben.

Naturgeschichte.

Der gefühlvolle Elephant.

Der gezähmte Elephant ist sanft, folgsam und seinem Wärter so sehr zugethan, daß er ihn oft liebkoset und den Wünschen desselben zuvorzukommen scheint. Er lernt dessen Zeichen, ja dessen Sprache bald verstehen. Er unterscheidet die Töne des Zornes, der Billigung, des Befehls und richtet sich darnach. Man kennt kein Beispiel, daß ein Elephant die Stimme seines Herrn verkannt habe; er lauscht auf die Befehle desselben, vollzieht sie ungesäumt und ohne Uebereilung; denn seine Bewegungen stimmen mit seiner Größe überein. Er lernt sogar niederknieen, um es denen, welche ihn besteigen wollen, bequemer zu machen, und grüßt seinen Herrn mit dem Rüssel. Welche große Anhänglichkeit dieß edle Thier an seinen Wärter hat, wird die nachstehende Anekdote zur Genüge beweisen.

Ein wüthender Elephant riß sich in einer finstern Nacht in einem Lager bei Cawnpur los, rannte wild und unter lautem Gebrüll unter den Zelten umher, und trieb Männer und Weiber, Kinder, Kamehle, Kühe und Pferde vor sich her. Bewaffnete verfolgten ihn unter lautem Geschrei; aber unbekümmert rannte er weiter, riß die Zelte ein und stürzte Alles um, was ihm im Wege stand, verwundete und verletzte viele Personen und tödtete endlich seinen Wärter durch einen Schlag mit seinem fürchterlichen Rüssel. In dem Augenblick, als der arme Mann fiel und der Elephant sah, daß er nicht wieder aufstand, blieb er plötzlich stehen, schien verlegen, blickte betrübt um sich und rührte sich nicht. Als er einige Augenblicke so dagestanden, lief er an den Ort zurück, wo er sich losgerissen hatte, und ging ruhig an seinen Stand, vor dem ein kleines Mädchen von ungefähr zwei Jahren, die Tochter seines unglücklichen Wärters, lag. Dieß Kind faßte er vorsichtig um den Leib, hob es vom Boden auf und liebkosete es eine Zeit lang. Allen Umstehenden war bange um das Kind und sie glaubten, es würde das Schicksal seines Vaters theilen müssen. Aber nein! Nachdem es der Elephant